

„Der Krieg dauert bei uns noch an“

Der bosnische Bischof Franjo Komarica schildert die Diskriminierung und Verfolgung der Katholiken in seiner unbefriedeten Heimat **VON STEPHAN BAIER**

Bischof Franjo Komarica weiß von Verfolgung, Vertreibung und Unrecht zu berichten: nicht aus der finsternen Zeit des Kommunismus, sondern aus der Gegenwart, und nicht aus einem fernen Land, sondern aus einem europäischen Land unter europäischer Kontrolle. Franjo Komarica ist Bischof von Banja Luka im Norden Bosnien-Herzegowinas, wo seit 20 Jahren angeblich Frieden herrscht und ein „Hoher Beauftragter der Internationalen Staatengemeinschaft“ mit außerordentlichen Vollmachten für Recht und Ordnung sorgen soll. Wie wenig auch zwei Jahrzehnte nach dem mörderischen Krieg in Bosnien von Frieden, Recht und Ordnung die Rede sein kann, macht der wortgewaltige katholische Bischof im vorliegenden Interviewbuch deutlich.

Während des Bosnien-Krieges (1992–1995) stand Komarica 231 Tage unter Hausarrest. Er wurde beschimpft und bedroht, seine Wohnung wurde systematisch geplündert. Seine Mutter wurde von den Schergen der Kriegsverbrecher Radovan Karadzic und Ratko Mladic unter Druck gesetzt, mehrere seiner Priester und Ordensleute wurden brutal ermordet, zehntausende seiner Gläubigen vertrieben, hunderte Kirchen mutwillig zerstört. Es war ein asymmetrischer Krieg, der da tobte: Auf der einen Seite stand eine serbische Soldateska, die sich aus dem riesigen Waffenarsenal der Jugoslawischen Bundesarmee bedienen konnte und entschlossen war, mit Mord und Vertreibung ein ethnisch „gesäubertes“ Großserbien zu errichten; auf der anderen Seite war eine wehrlose Minderheit, denen die katholischen Bischöfe Gewaltlosigkeit, Vergebung und Verzicht auf Rache predigten. Auch wenn nirgendwo die Identifikation von Nation und Konfession so deutlich ist wie in Bosnien, wo alle Serben sich orthodox identifizieren und alle Kroaten als katholisch, widerspricht Komarica der These, es habe sich um einen Religionskrieg

gehandelt: „Die Religionen wurden hier missbraucht“, sagt er. Und zur Entschuldigung der Orthodoxie: „Viele Orthodoxe waren zuvor Atheisten, sind nicht einmal getauft, aber sie behaupten, große Serben, große Orthodoxe zu sein.“

Doch ganz kann auch der auf Versöhnung zielende Bischof von Banja Luka die orthodoxe Hierarchie nicht von der Mitwirkung an der Zerstörung des multikonfessionellen Zusammenlebens freisprechen: „Die serbisch-orthodoxe Kirche hat nach dem Fall des Kommunismus beim serbischen Volk wieder ihre alte Rolle übernommen. Gezielt hat sie den Anspruch erhoben, auch staatsbildend und nationsbildend zu sein. Sie hat sich sehr schnell und sehr gut mit den Politikern verbündet, die diese Entwicklung auch als Ziel hatten. Sie haben während des Krieges Milosevic, der eigentlich Atheist war, als einen Heiligen verehrt. Sein Bild war unter den Ikonen aufgestellt. Genauso Karadzic und Mladic.“

Diese Verstrickung von Teilen der serbischen Orthodoxie in den Krieg und die Vertreibung von Katholiken und Muslimen wirkt bis heute nach: Eine Aufarbeitung der blutigen Kriegsgeschehnisse wurde verhindert, die Glorifizierung der Kriegsverbrecher wird auch von orthodoxen Popen und Bischöfen betrieben, zwischen Banja Lukas katholischer Kathedrale und der serbisch-orthodoxen Bischofskirche hat der orthodoxe Bischof eine Mauer errichtet. „Der Krieg dauert bei uns immer noch an“, sagt Komarica im Interview mit Winfried Gburek. Und wie in zahlreichen Interviews – mehrfach auch mit dieser Zeitung – erläutert er im vorliegenden Buch, dass der Frieden von Dayton 1995 zwar die Kampfhandlungen beendete, doch weder einen stabilen Frieden noch eine gerechte Ordnung schuf. Auch zwei Jahrzehnte nach dem offiziellen Ende des Kriegs können die Vertriebenen nicht heimkehren, werden die Schuldigen nicht benannt und bestraft,



Ein Panzer vernichtet im April 2004 in Banja Luka Waffen – in den Köpfen abzurüsten dauert vielfach länger.

Symbolfoto: dpa

regieren die Erben der Kriegsverbrecher, leben die wenigen verbliebenen kroatischen

Katholiken in der „Republika Srpska“ als Bürger zweiter Klasse.

Bischof Komarica macht dafür nicht allein die serbischen Kriegstreiber und Freischärler-Führer verantwortlich, sondern die Mächtigen der Welt. Ihnen wirft er nicht nur vor, ahnungslos zu sein bezüglich der Verhältnisse auf dem Balkan, und dem Morden in Bosnien tatenlos zuzusehen zu haben. Es habe sich um einen „Stellvertreterkrieg“ gehandelt, sagt der Bischof, der zu berichten weiß, dass die Sozialistische Internationale bereits 1991 in Prag vom Verschwinden der Katholiken aus Bosnien ausging oder dass Washington im August 1995 die kroatische Armee stoppte, die nach Knin auch Bihac und Banja Luka befreien wollte. Mit dem Vertrag von Dayton hätten die Weltmächte „aus Bosnien-Herzegowina ein Semiprotektorat gemacht, in dem sie alle Rechte, aber kaum Pflichten hatten“. Die „verhängnisvolle und völlig absurde Teilung des Landes“ sei zementiert und die „totale Ausrottung der katholischen Gemeinden“ in der serbisch regierten Landeshälfte akzeptiert worden. In der anderen Landeshälfte aber bahnt sich laut Komarica „ein muslimisches Land an“: „Die Amerikaner geben den Interessen des Islam in Bosnien-Herzegowina viel mehr Raum, als es bisher der Fall war.“

Den Krieg in seiner Heimat sieht der Bischof von Banja Luka weniger als Bürgerkrieg denn vielmehr als makabres Schachspiel internationaler Interessen: „Die Menschen dieses Landes waren für die Großmächte nur kleine Steine unter ihren Füßen, die sie hin und her schießen konnten, wenn sie – auf ihrer Straße, die sie weitergehen wollten – stören.“ Brisant und weiter aktuell ist die bedrückende Analyse des heldenhaften Bischofs, weil sich eben daran auch 20 Jahre nach Ende des Kriegs wenig geändert hat.

Franjo Komarica, Winfried Gburek: „Liebe. Macht. Erfinderisch. – Enthüllungen“, epubli GmbH, Berlin 2015, ISBN 978-3-7375-4050-6, 235 Seiten, EUR 21,95

Abgesang auf die christliche Ehe

In der Schweiz rufen prominente Theologen zur Anerkennung der „Familienvielfalt“ auf **VON MARTIN GRICHTING**

Unter dem Titel „Familienvielfalt in der katholischen Kirche. Geschichten und Reflexionen“ haben der Sekretär der Pastoralkommission der Schweizer Bischofskonferenz, Arnd Bünker, und der Professor für theologische Ethik an der Theologischen Hochschule Chur, Hanspeter Schmitt, eine Veröffentlichung im Hinblick auf die kommende Bischofssynode vorgelegt.

Das Werk „Familienvielfalt“ folgt der klassischen Coming out-Strategie: Es wird auf Lebensrealitäten hingewiesen, die von der geltenden Ordnung abweichen. Anschließend wird gefordert, diese Realitäten seien als normativ von der zuständigen Autorität anzuerkennen. Dem Coming out dienen einerseits Fallbeispiele: etwa ein nach der Scheidung zivilrechtlich verheiratetes Paar, ein Paar, das vor der Ehe selbstverständlich zusammengelebt hat wie Mann und Frau, und ein lesbisches Paar, das in einem Pfarrhaus im Kanton Aargau (Bistum Basel) wohnt. Neben solchen „Geschichten“ werden „Reflexionen“ geboten, deren Grundtenor ist, dass die Gläubigen in der Schweiz längst ja gesagt hätten zur herrschenden „Familienvielfalt“. Diese Vielfalt sei bis ins Kirchenpersonal hinein „eine binnenkirchliche Realität“ (Bünker). Ja, man sei inzwischen kulturell wie kirchlich ausgebrochen „aus der Subkultur und systematischen Verdrängung von Familien- und Beziehungsvielfalt“ (Schmitt). Dabei soll es nun aber, dank der kommenden Bischofssynode, nicht bleiben. Ziel sei vielmehr, „dass die Vielfalt familiären und partnerschaftlichen Lebens nicht nur faktisch vor-, sondern offiziell hervorgekommen darf“, wie der Churer Ethiker Hanspeter Schmitt in Anspielung auf die Coming out-Strategie erklärt.

Den Autoren geht es darum, die klassische kirchliche Lehre über Ehe und Familie, die als „althergebrachte kirchliche Idealtik ehelicher Fortpflanzungssexualität“ (Schmitt) karikiert wird, zu überwinden.

„Die Autoren wollen die kirchliche Lehre über Ehe und Familie überwinden“

Dabei wähnen sie sich auf Seiten von Papst Franziskus: „Er sagt nicht der Welt, wie sie zu sein hat, sondern fragt die Welt, wie die Kirche zu sein hat, damit sie ihr hilft“, wie sich der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher ausdrückt.

Die Autoren widersprechen dem Papst jedoch sogleich. Denn dieser hat bekanntlich angesichts von problematischen Ehe- und Beziehungsverhältnissen die Barmherzigkeit Gottes in den Mittelpunkt gestellt. Diese zu bemühen, wird von den Autoren jedoch abgelehnt. So sei die zivile Wiederheirat für die meisten Menschen heute nicht mit Schuld bewusstsein verbunden. In dieser Situation von Barmherzigkeit zu sprechen, sei deshalb schwierig, findet die bisherige Rektorin der Theologischen Hochschule Chur, die Dogmatikerin Eva-Maria Faber. Es gehe in der Frage der heterosexuellen und homosexuellen Familienvielfalt „nicht um Barmherzigkeit, sondern um Anerkennung“, wie der Mainzer Moraltheologe Stephan Goertz das Anliegen des ganzen Buches prägnant zusammenfasst. Nicht Barmherzigkeit ist also die Forderung, sondern die kirchenamtliche

Anerkennung der „humanen Qualitäten sexuellen Lebens auch jenseits von Ehe und Fortpflanzung“ (Schmitt). Denn man wolle eben als Angehöriger einer Glaubensgemeinschaft von dieser in seiner Situation anerkannt werden (Faber). Dass angesichts dieser Forderungen der St. Galler

Dompfarrer Beat Grögli kirchliche Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare durchführen würde, kann da nicht überraschen.

Der ebenfalls interviewte Pfarrer von Aesch (Basel-Landschaft, Bistum Basel), Felix Terrier, führt solche Segnungen schon durch und stellt die Frage, „ob es wirklich nur ein einmaliges Ehesakrament geben darf“. Der Offizial des Bistums St. Gallen, Titus Lenherr, schließlich fordert auf der Linie von Kardinal Walter Kasper ein einfaches kirchliches Verfahren für die kirchliche

Legitimation einer zivilen „Zweitehe“.

Diese Forderungen sollen erfüllt werden können, wenn Sexualität nicht länger einen Naturzweck erfüllen müsse. Die „naturetlich blockierte Ethik“ (Schmitt) der Kirche müsse deshalb überwunden werden. Man müsse in der Sexualmoral neu ansetzen und Sexualität als etwas betrachten, das sich in einer Beziehung ausdrücke, die auf gegenseitigem Respekt beruhe. Das gelte dann zugleich für Heterosexuelle wie für Homosexuelle (Goertz). Was diesbezüglich schon pastorale Realität sei, müsse nun auch „amtlich kirchlich nachvollzogen“ werden (Schmitt). Man müsse deshalb die Haltung der Kirche zur Ehe, zur Sexualmoral und zur Empfängnisverhütung „anpassen, damit der garstige Graben zwischen Lehre und gelebter Praxis nicht noch größer wird“ (Grögli).

Falls diese Forderungen nicht zum Durchbruch kämen, sieht Eva Maria Faber eine Auswanderung aus der Kirche voraus, die „enorme Züge annehmen würde“. Und ihr Kollege von der Theologischen Hochschule in Chur, Hanspeter Schmitt, prophezeit, dass die „innere wie äußere Emigration aus der Kirche flächendeckend und nachhaltig erfolgen“ werde. Angesichts solch alarmistischer Töne ist es nachvollziehbar, dass die staatskirchenrechtlichen Körperschaften der Kantone Zürich, Aargau, Luzern, Nidwalden und Basel-Landschaft das Buchprojekt „durch großzügige Zuwendungen“ (budgetiert waren über EUR 50000) ermöglicht haben. Sie sind ja als Kirchensteuereinzugsbehörden an einer Kirche interessiert, die – notfalls auch unter Preisgabe ihrer Inhalte – gesellschaftlich mehrheitsfähig bleibt. Das Bistum St. Gallen hat das Werk ebenfalls finanziell gefördert.

Aus den Beiträgen dieses Buches spricht ein tiefer Minderwertigkeitskomplex gegenüber der heutigen nachchristlichen Gesellschaft und der Wunsch, so zu sein wie die anderen. Die Autoren glauben offenbar nicht mehr, dass Jesus Christus weiß, was im Menschen ist (Joh 2,25) und dass es die Kirche als der Leib Christi ebenfalls weiß.

Themen wie eine lebendige Christusbeziehung des Getauften, die ihn in seiner Ehe stützt, kommen ebenso wenig vor wie das Vertrauen auf die im Sakrament der Ehe vermittelte Gnade und Zusage Gottes. Dieses Buch ist deshalb ein Abgesang auf das Christsein als gestaltende Kraft im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. Und es ist eine Absage an den missionarischen Auftrag der Kirche, Salz der Erde zu sein. Denn man fragt sich, wie viele Heiden die iroschottischen Mönche des ersten christlichen Jahrtausends im Gebiet der Schweiz wohl zu Christus geführt hätten, wenn sie ebenfalls die Erwartung geteilt hätten, „dass auch seitens der amtlichen Lehrtexte und Äußerungen der katholischen Kirche die gegebenen Lebenswirklichkeiten nicht länger in Misskredit gebracht werden“ dürfen (Schmitt).

Romano Guardini hat in seinem Buch „Das Ende der Neuzeit“ hellseherisch dargelegt, dass durch die göttliche Offenbarung im Menschen Kräfte frei werden, die zwar an sich natürlich sind, die sich aber außerhalb jenes Zusammenhanges nicht entwickeln. Verdunste jedoch der Gottesglaube, so würden die nunmehr „säkularisierten Christlichkeiten“ bald zu Sentimentalitäten erklärt und fallen gelassen.

Auf das Institut der Ehe bezogen heißt das: Das bereits seinem natürlichen Wesen nach auf die unauflösliche Einheit von Mann und Frau ausgerichtete Institut wird im christlichen Lebenszusammenhang konkret lebbar: Was an sich natürlich ist, wird unter der – wie es Guardini nennt – „Überwölbung“ des christlichen Glaubens tatsächlich realisierbar. Fällt jedoch dieser christliche Glaube wieder weg, ist der Mensch nicht mehr in der Lage, das zu leben, was in der Ehe natürlicherweise angelegt ist. Und in der Tat: In den zunehmend gottfernen Gesellschaften der westlichen Welt ist der christliche Glaube erheblich verdunstet. Im Nachgang dazu hat eine

noch nicht abgeschlossene Zersetzung dessen stattgefunden, was Ehe bedeutet. Diese Entwicklung gibt Guardini in tragischer Weise Recht. Überrascht und wohl auch erschreckt hätte ihn jedoch, dass es nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in Teilen der katholischen Kirche zu einer massiven Verdunkelung des Gottesglaubens kommen kann. Diese hat, wie das zu besprechende Werk zeigt, dazu geführt, dass die unauflösliche Ehe zwischen einem Mann und einer Frau mittlerweile auch in Teilen der Kirche zur überholten Sentimentalität erklärt wird: Auf dem Weg zum „Nischensakrament“ sei die Ehe, ja vielleicht sei sie sogar ein „Relikt der Kirchengeschichte“ (Bünker).

Klar wird am Werk „Familienvielfalt“ auch: Wer mittlerweile den Standpunkt der nachchristlichen Gesellschaft in der Kirche vertritt, will weder etwas von der Barmherzigkeit Gottes hören, wie sie Papst Franziskus betont. Denn sie ist für ihn nur ein Almosen, das nicht zur kirchenamtlichen Anerkennung der „Familienvielfalt“ führt. Noch will er betreffend die zivilrechtlich „Wiederverheirateten“ nur Ausnahmen in begrenzten Einzelfällen von der Kirche anerkannt wissen, wie es ja Kardinal Kasper wünscht. Immerhin darüber haben der Sekretär der Pastoralkommission der Schweizer Bischofskonferenz und der Professor für theologische Ethik an der Theologischen Hochschule Chur zusammen mit ihren Co-Autoren in wünschenswerter Weise Klarheit geschaffen. So kann zumindest niemand mehr behaupten, er habe die Tragweite dessen, was im Herbst anlässlich der Bischofssynode auf der Agenda steht, nicht abschätzen können.

Arnd Bünker, Hanspeter Schmitt (Hrsg.), Familienvielfalt in der katholischen Kirche. Geschichten und Reflexionen. Edition NZN bei TVZ Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2015, ISBN 978-3-290-20107-4, EUR 21,90

„Es geht nicht um Barmherzigkeit, sondern um Anerkennung“